

4.3 (Selbstbezügliche) Reflexion des Forschungsprozesses

Ich näherte mich meinem Forschungsfeld nicht aus der Distanz, sondern als Klimabewegte und jahrelang organisational Klimaengagierte. Ebenso wie das Gros meiner Forschungspartner*innen betrachte auch ich die Klimabewegung (im weitesten Sinne) als »partikulargesellschaftliche Heimat«, ebenso blicke ich mit großer Sorge auf das Klimawandelgeschehen und nicht selten entzündeten sich, nachdem ich tagsüber bereits zu Klimazukünften gearbeitet hatte, in Freundeskreisen noch hitzige Diskussionen darüber. Wie bei vielen meiner Teilnehmenden zieht sich meine Klima- und Umweltbewegtheitsgeschichte mal mehr, mal weniger sichtbar als roter Faden durch meine Biographie, wofür meine familiäre Sozialisation auch in Teilen den Boden bereitete. Um einige Eckpunkte zu nennen: Als Dreizehn- und Vierzehnjährige wurde ich aus tierethischen Beweggründen Vegetarierin, aber erst mit achtzehn Jahren markierte meine Teilnahme am einwöchigen »Eine Erde Camp« (einem Jugendfreizeitangebot des hessischen BUND-Naturschutz) einen Wendepunkt hin zu meiner Selbstdefinition als Umweltbewegte. In den ersten Jahren meines Studiums war ich Mitglied einer lokalen Jugend Bund Naturschutz (JBN)-Gruppe, später berührte mein Engagement bei Amnesty International Klimagerechtigkeitsthemen, zudem ist mein Alltagshandeln seit vielen Jahren von ökologisch motivierten Erwägungen durchzogen. Mit Klimawandelzukünften komme ich in meiner Lebenswelt jenseits meiner akademischen Beschäftigung – wie bereits angedeutet – häufig in Berührung, sei es in Gesprächen oder beim Konsumieren von Dokumentationen und Podcasts. Selten lassen mich diese Begegnungen vollkommen ungerührt zurück, auch das Bedauern auf einem unwiderruflich »beschädigten Planeten« (Tsing, Swanson, Gan et al., 2017) älter werden zu müssen, ist mir wohlvertraut. Wie meine Teilnehmer*innen muss auch ich angesichts von multiplen Gegenwarts- und Zukunftskrisen Wege finden, handlungsfähig zu bleiben, so habe ich das krisengeschüttelte Weltgeschehen jüngst monatelang durch Nachrichtenabstinenz von mir ferngehalten. Darin zeigt sich natürlich auch meine Privilegiertheit: So wie fast alle meiner Forschungspartner*innen verfüge ich als in Deutschland Lebende überhaupt über die Option, mich davon noch weitestgehend fernhalten zu können.

Vergleiche ich mein jugendliches »ökologisches Selbst« (Ruppel & Straub, 2017) mit jenen Befragten, die heute jünger oder etwa gleichalt sind wie ich zu Beginn meiner »Ökologisierung«, so nehme ich bei vielen ein ausgeprägteres Dringlichkeits- und Verantwortungsbewusstsein, ein verschärftes Bewusstsein auch für die zukünftig erwartbare Erschütterung von Selbstverständlichkeiten wahr, damit verbunden nicht selten eine vermehrte psychische Belastung (eine Teilnehmerin gibt z. B. an, sich derzeit im »Aktivismus-Burnout« zu befinden). Der Kontrast zur »JBN-Zeit« in meinen frühen Zwanzigern erscheint mir augenfällig: Wenngleich bei unseren wöchentlichen Treffen und Aktionen Klima- und Umweltmissstände naturgemäß auf der Tagesordnung standen, waren wir ganz wesentlich auch ein Jugend-, Spaß- und Freizeittreff. Entsprechend zielten nicht wenige unserer Aktionen auf unsere interne Weiterbildung und Vergemeinschaftung. Auch die nach außen gerichteten Aktionen (etwa in Eisbärenkostümen durch die Innenstadt laufen) waren rückblickend von einer fröhlichen Unbeschwertheit und weit entfernt vom bitteren Ernst, der z. B. von den Straßenblockaden der Letzten Generation, der »How dare you«-Rede einer Greta Thunberg oder auch der folgenden Sequenz¹ aus der jüngsten von mir erhobenen Gruppendiskussion ausgeht:

380 NL: [...] Und ich war dann so, ja, ähm, (.) ja, ich mach
 381 grad n bisschen weniger bei Letzte Generation, aber es
 382 is auch so, dass °ich° (1) hab irgendwie des Gefühl
 383 ich mu-, mh:, ja ich muss es nich machen, aber ich
 384 möchte es machen oder (.) das Gefühl ich kann es nich
 385 wegnorieren, aber es is jetzt auch nich sowas, dass
 386 mir des jetzt super viel mega Spaß macht und ich glaub
 387 auch nicht, dass des, (1) dass ich aufhörn werde so
 388 (.) [...] (Gr. 12)

Ich möchte diesen Kontrast an dieser Stelle allerdings nicht zuspitzen, denn auch in meinem Material tritt die Vergemeinschaftungs- und »Spaß«-Funktion des Engagements hervor. Trotzdem meine ich – und dies stach mir gerade auf den letzten Etappen des Forschungsprozesses ins Auge – hier einen graduellen Unterschied in den Engagement-Erfahrungshorizonten zu erkennen, ein Eindruck, der meine zuvor bestehende Annahme eines weitestgehend geteilten Erfahrungshorizonts überlagert. In ähnlicher Weise artikuliert sich dies auch bei Jan (Kürzel: »JL«), einem 26-jährigen Teilnehmer, der die Gruppendiskussion mit zwei Anfang zwanzigjährigen Mitdiskutierenden rekapituliert:

906 JL: [...] Ähm (1) mh (2) ich fand die Themen, die wir
 907 angesprochen haben, super interessant und vor allem
 908 auch ähm zu erfahren, wie gehen andere Menschen so
 909 damit um, immer wieder, ähm, was ham die überhaupt

1 Die in diesem Buch bei den abgesetzten Transkriptauszügen verwendeten Zeilenangaben beziehen sich auf die jeweilige Textstelle im Transkript. Aufgrund von Formatierungsunterschieden stimmt hierbei aber nur der Anfang überein.

910 schon g-, alles versucht, was ham die alles schon
 911 gemacht in der Vergangenheit und da bekomm ich immer
 912 so wieder mit, hm, ja krass, äh ihr beide habt viel
 913 früher schon, in nem viel jüngeren Alter schon
 914 angefangen als ich euch damit auseinanderzusetzen und
 915 das find ich allgemein, (.) ja, gibt mir des schon
 916 noch sehr zu immer wieder zu denken so, dass ich halt
 917 einfach, (1) äh in ner Zei-, vielleicht auch ja äh,
 918 ähm so in nem Alter, also, in dem Alter, wo ihr jetzt
 919 seid, einfach vielleicht noch nich so dieser, diese
 920 krasse Verantwortungs=(.)=bewusstsein irgendwie noch
 921 nich da war beziehungsweise noch nich da sein, (.) ja,
 922 nich da sein konnte irgendwie, es war irgendwie nich
 923 da, mir so, ich musste mir noch nich so viele Gedanken
 924 machen, auch nich so schwere Gedanken machen. (1) Und,
 925 ähm:, wenn ich da dann zum Beispiel sehe, in Berlin
 926 hatten wir ne U achtzehn Blockade (.) mit Menschen
 927 unter achtzehn und die jüngste Person war vierzehn (.)
 928 und wenn ich mir dann überleg, was habe ich mit
 929 vierzehn, an was habe ich mit vierzehn gedacht, das
 930 war garantiert nich das Klima und so und irgendwie
 931 Politik und irgendwie sowas und was das alles macht.
 932 Und die heutigen Generationen, die denken da halt
 933 schon deutlich weiter, das gibt äh mir ganz, ganz viel
 934 und also, das find ich den interessantesten Aspekt
 935 fand ich halt eben an euch zu sehen, wie viel, (.) wie
 936 lange man Menschen schon äh kämpfen und mit was für
 937 nem Engagement, die sich einsetzen. Und äh das ähm,
 938 hat mir wahnsinnig, hat in mir drin wahnsinnig viel
 939 bewegt und äh ja, also äh (.) das find ich immer sehr,
 940 immer sehr beeindruckend. (3) (Gr. 12)

Auch an Jans Äußerung wird also deutlich, dass die Drastifizierung und Sichtbarwerdung der Klimakrise in den letzten Jahren verbunden mit dem Aufkommen neuer sozialökologischer Bewegungen wohl zu einer akzentuierenden Differenz in den Politisierungs- und Engagement-Biographien geführt haben, obwohl ihn von den beiden jüngeren Teilnehmerinnen Ida und Nadine nur wenige Lebensjahre trennen.

Meine nun grob skizzierte Involviertheit war auch Ausgangspunkt meines Forschungsinteresses. Nachdem ich zuvor für meine Masterarbeit als christlich sozialisierte Atheistin im Kontext einer jüdischen Gemeinde geforscht hatte (Fork, 2019, 2021), war mir danach zumute, mich in einem mir vertrauteren, weltanschaulich näherstehenden Feld zu bewegen. Dieses diffuse Wollen nahm klarere Konturen an, als

ich 2019 auf den anregenden von de Saint-Laurent, Obradović und Carriere herausgegebenen kulturpsychologischen Sammelband »Imagining collective futures« (de Saint-Laurent, Obradović & Carriere, 2018) stieß und zur gleichen Zeit begeistert die Entstehung der FFF-Bewegung verfolgte. Daraufhin erhob ich die ersten Daten, zunächst schwerpunktmäßig leitfadengestützte Interviews mit narrativen Anteilen. 2020 führte ich die ersten Gruppendiskussionen, schon ab der zweiten Diskussion musste ich dabei den Kontakteinschränkungen in der Pandemiezeit wegen auf das digitale Format ausweichen (siehe Abs. 4.4.2). In diesem Zeitraum nahm ich zudem – an meine Vorerfahrungen im Rahmen meiner ethnographischen Masterarbeit anschließend – als teilnehmende Beobachterin an FFF-Demonstrationen teil, mit dem Vorhaben, die Praxis der *Zukunftsgestaltung* mit jener der Zukunftsimagination zu relationieren. Mit der Zeit musste ich jedoch feststellen, dass dieser Zugang für meine Zwecke vergleichsweise wenig Erkenntnisförderliches hervorbrachte. Insofern zog ich auch aus Kapazitätsgründen den Schluss, dieses Material nicht einzubeziehen, sodass ich letzten Endes die vielseitige Praxis der Zukunftsgestaltung in dieser Studie lediglich vermittelt über die Adressierungen der Befragten einbeziehen kann. Die Art und Weise, wie ich meinen Gegenstand analytisch in den Blick nahm, wandelte sich dabei über die Zeit: Zunächst näherte ich mich der Zukunftsimagination und -gestaltung recht offen, wobei auch die ontogenetische Dimension, die ich letztlich nicht näher beleuchtet habe, zentral war. Im weiteren Verlauf rückte ich die »Modi« und damit die Tätigkeit der Zukunftsimagination in den Mittelpunkt meines analytischen Interesses (etwa das Wünschen, Träumen, Hoffen, Erwarten und Befürchten). Angestoßen durch meine Beschäftigung mit dem Hoffen kristallisierte sich schließlich die Lesart der Zukunftsimagination als Bewältigungspraxis als geeignete zusammenfassende Klammer heraus.

Meine Verstricktheit mit dem Gegenstand und Feld war dem Erkenntnisgewinn m.E. in mehrfacher Hinsicht zuträglich: Erstens erleichterte sie mir den Zugang zum Feld, zweitens sind mir als Involvierte verschiedene Nuancen der »gemeinsam gesprochenen Sprache« verständlich und drittens verschaffte mir dieser Umstand, überhaupt meine Außenwirkung als Mitstreiterin, wohl einen gewissen Vertrauensvorsprung. Dass ein großer Teil der Forschungspartner*innen meinem Bekannten- und Freundeskreis (in den Gruppen 1, 2, 4, 5, 6² alle bis auf zwei Teilnehmende, alle Teilnehmenden in den Interviews 1, 2, 3, 4, 6 und alle Teilnehmenden der Schreibwerkstätten) entstammt, hat meinem Eindruck nach dazu beigetragen, dass sich in den situierten Interaktionen rasch ein größeres Maß an »Natürlichkeit« einstellen konnte. So verlief die Diskussion in diesen Gruppen, gerade in den mich einschließenden Realgruppen (der Freundeskreis Gr. 1 und die ehemalige JBN-Gruppe Gr. 6), recht selbstläufig, es artikuliert sich ein »Wir«-Empfinden und man knüpfte an kommunikative Routinen, früher aufgenommene Gesprächsfäden und geteilte Verständnisse an. Auch von denjenigen, die mir nicht persönlich bekannt waren, wurde ich – das zeigt sich nicht nur während, sondern auch im Vorfeld und Nachgang der Erhebungen – als Gleichgesinnte positioniert, als welche ich mich wohl durch meinen Habitus wie auch mein Forschungsvorhaben selbst zu erkennen gab. Üblicherweise duzten die jungen Befragten und ich einander (wie es im Kontext

2 Die Teilnehmenden dieser Gruppendiskussion rekrutierten sich aus meiner eigenen einstigen JBN-Gruppe.

dieser sozialen Nische üblich ist), was den Eindruck eines sozialen Nahverhältnisses – auch unabhängig von z.T. vorhandenen Altersunterschieden – verstärkte. Nur in einem Fall wurde das von mir im Anfragetext (siehe Fußnote 3 im Abs. 4.4.1) verwendete »Du« in der Interviewsituation nicht erwidert, zumal ich von der sechzehnjährigen FFF-Aktiven auch streckenweise als jemand positioniert wurde, für die der jüngeren Generation zugeschriebene Wissensbestände erklärungsbedürftig sein könnten. Von den Älteren wurde ich als junger Mensch und Angehörige der Generation ihrer Kinder, die verstärkt unter der Klimakrise leiden werden, adressiert. Eine weitere (Fremd-)Positionierung hängt enger mit dem Untersuchungsgegenstand zusammen: So verknüpften die Befragten der zweiten Diskussion eine von mir gestellte Frage mit an die FFF-Bewegung herangetragenen, kaum einlösbaren Ansprüchen nach einer »Patentlösung« für die Klimakrise, womit ich also ungewollt als Übermittlerin überhöhter Ansprüche fungierte.

Gleichzeitig beeinträchtigte diese Verstricktheit den Erkenntnisgewinn auch in verschiedener Hinsicht, wogegen ich bestimmte Maßnahmen ergriff. So schien mir das Beforschte zuweilen offensichtlich. Insofern war mein forschender Blick streckenweise getrübt. Dies ergibt sich in meinem Fall freilich nicht nur aus meiner persönlichen Involviertheit, sondern auch aus der Omnipräsenz der hier beackerten Diskurslandschaft im Allgemeinen. So begegnete ich dem semantischen Konnex Klima(schutz) und Zukunft allerorten: in Gesprächen, Buchhandlungen, Talkshows, Fernsehdokumentationen usw., usf. Diese eigentlich erfreuliche Entwicklung zeitigte in meinem Fall zeitweise erkenntnishinderliche Empfindungen: zum einen Überwältigung angesichts dieser Omnipräsenz, zum anderen die Sorge, diese »Geschichte« habe sich womöglich auserzählt (was freilich nicht der Fall ist, wie meine Forschung – so meine Hoffnung – der geneigten Leserschaft demonstrieren wird). Diese temporären Überwältigungs- und Überforderungsempfindungen sind darüber hinaus auch der relativ breiten Konzeptualisierung meines Gegenstands zuzuschreiben, woraus sich auch als ein wesentliches Ziel dieser Arbeit ergibt, die Komplexität des Erfassten auf eine kohärente, das Wesentliche enthaltende Ordnung zu reduzieren. Mit dieser Zielsetzung versuche ich auch der »Offensichtlichkeitsproblematik« zu begegnen: Sicherlich wurden Teile meiner Analysen angesichts der weitflächigen Beackerung auch bereits andernorts in nicht ganz unähnlicher Weise formuliert. Mein Beitrag soll jedoch insbesondere darin bestehen, das Rekonstruierte in Kategorien gebündelt und zueinander ins Verhältnis gesetzt in ein analytisch tragfähiges Gerüst zu überführen, was – so hoffe ich – einen neuartigen Blick darauf eröffnet. Obwohl ich es für wichtig halte, Deutungen der Forschungspartner*innen abstrahierend zu überschreiten, ist mir dabei nicht daran gelegen, die Offensichtlichkeitsproblematik im vereinseitigenden Gestus der Entlarvung aufzulösen. Ebenso möchte ich es aber vermeiden, ins erkenntnisverzerrende Fahrwasser eines idealisierenden und unvoreilhaft Auslegbares zensierenden Gestus zu geraten.

Wie suchte ich nun – über solche Reflexionen hinaus – im Forschungsprozess die nötige analytische Distanz (wieder-)herzustellen bzw. meinen veralltäglichten Gegenstand zu verfremden? Hierzu habe ich erstens – wie schon erwähnt – mein Forschungsfeld um eine ältere Generation ökologisch Engagierter erweitert, deren Erfahrungshorizont nicht dem meinigen entspricht. Zweitens ist hier auch der erkenntnisförderliche Austausch mit meinen Kolleg*innen zu nennen u.a. im regelmäßig stattfindenden Format der lehrstuhlinternen Forschungswerkstatt. Drittens war mein Dialog mit ein-

schlägigen sozial- und kulturwissenschaftlichen Studien erkenntnisförderlich (z. B. Eva Horns »Zukunft als Katastrophe«; Horn, 2014), deren anregende Lektüre mir dazu verhalf, mir die analytische Reichhaltigkeit meines Forschungsgegenstands zu vergegenwärtigen (die sich nicht in den Kategorien »erwünschte« und »unerwünschte« Zukünfte erschöpft, wie es in manchen Publikationen der Fall ist). Zur »Entselbstverständlichung« (Breuer, Dieris & Lettau, 2010, S. 28) trug viertens auch mein Bemühen bei, die verschiedenen Forschungsstände zu repräsentieren und die Ergebnisse meiner Interpretationsarbeit vor diesen Folien zu besprechen.

In Folge meiner Involviertheit in das Forschungsfeld sah ich mich des Weiteren in einen Loyalitätskonflikt verwickelt: So trieb mich die Sorge um, den lautstarken Klimabewegungskritiker*innen mit dieser Forschung »Munition« zu liefern in Form von kritikbedürftigen und klischeehaften Zukunftsartikulationen, die der Klimabewegung pauschalerweise zugesprochen werden könnten (etwa die vereinzelt misanthropischen oder entmündigenden Äußerungen). Die Einnahme jener sozialwissenschaftlichen »Vogelperspektive«, um die ich mich hier bemüht habe, die Ausklammerung von Verwertungs- bzw. Anwendungserwägungen und normativen Urteilen, erschien mir zuweilen unangebracht angesichts des Klimanotstands. Trotzdem erhoffe ich mir mit dieser weniger an der Anwendung als am Verstehen orientierten Forschung einen Beitrag zum Klimaschutz zu leisten. So kann diese Studie etwa dazu beitragen, Leser*innen für die Kämpfe und Belastungen der Klimabewegten zu sensibilisieren. Und wengleich ich davon absehe, verschiedene Zukunftsvisionen normativ nach ihrer Tauglichkeit zu beurteilen, lässt sich weiterhin aus dem hier präsentierten Imaginationsfundus schöpfen.